

Ferdinand Kürnberger:

## Sozialistisches Bekenntnis

Ferdinand Kürnberger, heute leider fast vergessener Wiener Schriftsteller, aufrechter Demokrat und mehr als Demokrat, auch Sozialist, hatte nach der Niederlage der Wiener Revolution 1848 aus Oesterreich fliehen müssen. Aus dem Exil schrieb er an seinen in Wien verbliebenen Bruder ausführliche Briefe, in denen er seine politischen Anschauungen darlegte und begründete. Der erste dieser Briefe, heute nicht weniger zeitgemäß als vor mehr als drei Vierteljahrhunderten, enthält Kürnbergers Bekenntnis zum Sozialismus und seine Auffassung vom Wesen des Sozialismus. Dieser Brief stammt aus dem Jahre 1850.

Kürnberger, der später doch wieder nach Oesterreich zurückkehren konnte und eine ungemein fruchtbare Tätigkeit als Kritiker, aber auch als politischer Schriftsteller und Novellist entfaltete, blieb zeitlebens der tapfere, aufrechte Mann. Und nun geben wir dem zweifellos größten Essayisten Oesterreichs das Wort (Kürnbergers sehr umfangreicher Brief wird hier stark gekürzt wiedergegeben):

„Es ist unzählige Male gesagt und nachgesagt worden, daß der Mensch, wenn er aus dem ursprünglichen Zustand seiner Vereinzeltung und Wildheit in den Zustand der Geselligkeit und Kultur eintritt, einen Teil seiner persönlichen Rechte und Freiheiten notwendig aufgeben muß, damit eben diese Geselligkeit und Kultur möglich werde. Mit dieser Ansicht haben sich unter dem Schatten einer dichten Schlafmütze zahllose Generationen über die härtesten Leiden ihrer Bedrückung, über die grausamste Genußlosigkeit ihres Daseins, über ein mehr als tierisches Joch dumpfsinnig geträumelt, indem sie dachten: es muß so sein — und der Sklavenaufseher auf der Kängel schrie: es ist Gottes Fügung. Du siehst aber, worin der ungeheure Irrtum liegt. Der Mensch muß einen Teil seiner persönlichen Rechte und Freiheiten dem Ganzen zum Opfer bringen. Einen Teil! Dieses Wort enthält den Punkt, um den sich alles dreht. Wie groß muß dieser Teil sein oder wie klein? Wer bestimmt ihn und wer bestimmt gerecht? Wird er von allen gleich gebracht oder vielmehr so ungleich, daß der eine den ungeheuersten, der andere den winzigsten Nenner zu dem Brüche gibt, welcher den Abbruch seiner persönlichen Rechte und Freiheiten anspricht? Das sind die Fragen, die mehr als je das neunzehnte Jahrhundert sich zum Bewußtsein gebracht und deren Lösung es sich zur Aufgabe gestellt hat. Und wer immer zu diesem Bewußtsein gelangt ist, wer immer der Lösung dieser Aufgabe sich gewachsen fühlt: der ist Sozialist. Der Sozialismus ist nichts anderes als die Forderung: die ganze Grundlage der heutigen Gesellschaft möge revidiert (ge-

prüft) und Einheit, Gerechtigkeit, Ordnung, Maß und Ziel hineingebracht werden. Das ist der gesüchtete schauerliche Sozialismus und nicht mehr und nicht weniger. Der Sozialismus ist eine Rechenaufgabe, ja nichts anderes: eine Rechenaufgabe auf Erden ähnlich der Rechenaufgabe, die es einst am Himmel gegeben hat. Du weihst, zur Zeit des Julius Cäsar war das bürgerliche Jahr in größter Konfusion. Aus so viel vernachlässigten Minuten war im ungeheuren Laufe der Zeit hinter dem wahren himmlischen Sonnenjahr das bürgerliche Erdenjahr um volle zwei Monate zurückgeblieben. (Großartige Reaktion), welche Julius Cäsar mit einem Male einschalten mußte. Aber auch seine Rechnung war nicht ganz genau und stand zur Zeit Gregors VII. mit der astronomischen Wahrheit in einer Differenz, ich weiß nicht in

welchem Zeitmaße. Gregor verbesserte den Julianischen Kalender und die Griechen, welche diese Verbesserung nicht annahmen, sind nun schon wieder, wenn ich nicht irre, um elf Tage hinter dem richtigen Jahre zurück.

Wie mit dem bürgerlichen Jahr, so ist es mit der bürgerlichen Gesellschaft. Aus den minutenkleinen Rechten und Freiheiten, um welchen die einen immer zu viel und die anderen immer zu wenig opferten, ist untermerkt im Laufe der Zeiten eine so ungeheure Verschiebung des gerechten und richtigen Quotenverhältnisses entstanden, daß wir jetzt in einem Zustande des kompletten Wahnsinns leben. Denn was ist der Wahnsinn anderes als der aufs höchste getriebene Widerspruch mit der Vernunft und der Natur? Und dieser höchste Widerspruch ist da . . .

Der Satz, den die Vernunft heischt, lautet: Der Einzelne soll einen bestimmten Teil seiner persönlichen Rechte und Freiheiten der gesellschaftlichen Kultur zum Opfer bringen — aber der Satz, den die Wirklichkeit darstellt, heißt: Die eine Hälfte der Gesellschaft brinat alle ihre menschlichen Rechte und Freiheiten zum Opfer und genießt dafür keine Kultur, die andere Hälfte der Gesellschaft bringt gar nichts zum Opfer und genießt dafür alle Kultur. Den letzten Satz zu stützen und den ersten zur Wahrheit machen — das ist der Sozialismus. Ich habe den Sozialismus ein Rechenexempel genannt und mit Recht. Wie Julius Cäsar in der Chronologie, so hat der Sozialismus in der Staatswissenschaft den Fehler zu berechnen, der sich durch den fortlaufenden Irrtum früherer Zeiten eingeschlichen und ihn zu berichtigen. Er hat zu untersuchen, wie groß und wie klein die Brücke sind, in welchen jetzt die verschiedenen Gesellschaftsklassen Teile des menschlichen Naturrechtes, der Kultur zum Opfer bringen. Er hat für die maßlose Verschiedenheit dieser Brücke einen einzigen Nenner und dazu den möglichst kleinsten Zähler zu ermitteln, dafür aber diesen Bruch auch a l l e n Gesellschaftsmittgliedern als gleiche Steuer aufzuerlegen. Diese Gleichheit besonders bildet den Hauptbegriff des Sozialismus. Die Freiheit bezieht sich mehr auf die politische, aber die Gleichheit so recht auf die soziale Ordnung der Gesellschaft. Die Freiheit welche jetzt der großen Masse ein so göttergleiches Verfügen dünkt, ist keineswegs ein neuer Fortschritt der Menschheit. Schon die ältesten Staatsgesellschaften (z. B. der Republiken der Griechen und Römer) kannten die höchste Stufe der Humanität, soziale Gleichheit kannten sie nicht: sie hatten Herren und Sklaven. Eine Gesellschaftsform zu gründen, deren Gesetze allen Menschen gleiche Rechte und Pflichten zuerkennen, und deren organische Einrichtungen wenigstens eine wesentliche Ungleichheit des ähneren Besitzstandes unmöglich machen — das ist der Beruf des Sozialismus. Das ist der ideale Begriff des Sozialen. Die praktische Ausföhrung desselben wird ein Resultat vieler Versuche, wird ein Werk vieler Generationen sein.

### Späherflug

Diese ahnungsvollen Weiten,  
sonnengolden überwehlt!  
Blick um Blick laß ich entgleiten,  
Heim kehrt jeder Lustgeschwehlt.

Zimmer neue Wunderräume  
öffnen angekaunte Pracht,  
heilig jauchzen meine Träume,  
altarflammend angefaht.

Hab ich endlich nun gewonnen,  
was ich ringend lang ersehnt?  
Diese Brücke voller Sonnen,  
Die auf festen Pfeilern lehnt?

Traum, der aus dem Gram der Tage  
wunschgewaltig sich erhob,  
du bist mehr als nur der Klage  
Gegenbild, das Täuschung wob!

Tief im Ufer dieser Zeiten  
wurzelt du, o Zukunftsraum:  
Sägen, die zum Lichtland leiten,  
wachsen aus des Dunkels Raum.

Neue Kraft aus neuem Werden  
löst zum Späherflug der Geist,  
und er fliegt von kalten Herzen,  
wie den Pfad die Brücke weist.

Lichtbereites Flügelspreiten  
streift vom Fuß die Kette Leid,  
ahnungshauernd in den Weiten  
fühlt die Lust die Ewigkeit.

Franz Diederich.

# Heimdahl kehrt heim

Wenn der alte Heimdahl unter der endlosen Schar Arbeiter abends das Walzwerk verließ, sah man ihm immer noch den ehemaligen Bauernschmied an. Er hatte etwas Selbstbewußtes in seinem Gehen, das auch durch die Müdigkeit nicht verwischt wurde. Aus dem Volkstanz lugte das knochige Gesicht unter der schwarzen Bauernkappe, die Kenner rheinischer Stammesarten sofort als Hunsrückisch ermittelten.

Zuhause warteten das Abendessen, die lange Pfeife, seine Zeitung und der Polsterfessel. Da sah er, vom ewigen Hammerlärm schwerhörig geworden, und sprach wenig. Nur wenn landmannschaftlicher Besuch sich einfand oder ein Brief eintraf, konnte er geistreich werden. Dann war zu merken, daß sein geistiges Dasein nicht am Niederrhein Wurzel gefaßt hatte, sondern auf den rauhen Höhen des Hunsrück, seinen verschlungenen Tälern und weiten Wäldern geliebt war. Sprach er im klobigen Heimatdialekt von den Dörfern und Menschen da droben, leuchteten seine Augen unter den kahlen, von der Schmiedehitze versengten Brauen und er konnte lebhaft werden. Nicht aber redete er von dem Heimweh, das er in sich trug.

Vor Jahren war der Schmied Heimdahl von den Höhen des rheinischen Hunsbündel nach Düsseldorf gezogen. Er hatte in seinem Heimatdorf eine Schmiede gehabt, war aber durch unglückliche Umstände in Schwierigkeiten geraten und verließ, noch ehe die Zwangsvollstreckung ihm alles nahm, mit Frau und Kindern den Ort, Wehmut im Herzen und das Gefühl, daß er im Kampf ums Dasein eine Niederlage erlitten.

So war er, feilscher Winteris, aber auch verbissener Willenskraft voll, an den Niederrhein gekommen, wo für tüchtige Schmiede immer Verwendung war. Heimdahl fand sich nur mühsam in der großen Stadt zurecht, unter den Menschen, deren singende Sprache kein Hunsrücker verstehen, geschweige denn erlernen konnte. Noch schwerer lebte er sich in der Fabrik unter den Hunderten von Arbeitern ein und unter den vielen Maschinen, die ihn verwirrten. Auch ermüdete ihn die gegen seine frühere vielseitige Handwerkerfertigkeit jetzt mehr gleichmäßige Arbeit zunächst mehr.

Wenn er auf die Rotglut des Eisens den schweren Hammer sausen ließ, huschten seine Gedanken zuweilen in die gemülligte Dorfschmiede mit dem Blasebalg und dem verrückten Fenster in die Obstwiese hinaus. In den Arbeitspausen, den Denkelmann mit dem aus Tor gebrachten Mittagessen vor sich, war ihm in der ersten Zeit, als müße er jetzt aufstehen und irgendwo hinaus schauen oder sich auf die Bank am Spalier vor dem niederen Bauernhause niederlassen. Aber wo er in dieser Riesenschmiede sich hinwendete, sah er verrückte Mauern und Hallen, Schote, graue endlose Höfe, keine grünen Wiesen, kein wogendes Kornfeld, hörte kein Aufgebrüll, kein Pferdegetrappel die Dorfstraße herauf. Da war es ihm recht, wenn die Arbeit weiterging...

Sonntags wanderte er mit Frau und Kindern aus den Schluchten der hohen Mietshäuser hinaus gen Venrath, Klingern, Kaiserswerth oder über den Rhein nach Neuh zu. Da gab es wohl Acker und Wiesen und auch ammutige Wälder. Aber da roch es nicht nach Hunsrück-Tannen- oder Eichen schlägen, da war nichts als Ebene, wo er Höhen und Tiefen suchte, in der Ferne gepeniterten Windmühlen und die waren für ihn ein verwirrendes Zeichen fremden Landes.

Bald hatte er sich an der Umgebung satt gesehen; er meinte, Kaffee mit Bauernblat und Apfelkraut schmecke daheim ebenso gut. So blieb er auch an den Sonntagen zu Hause. Nur halb auf seine geschwätzige Frau hörend, schaute er im

Lehnstuhl hinter den Fensterblumen auf hauffende Menschen und laufende Autos, den schwarzen Mater neben sich, und ließ in Gleichmut die sonderbare Welt da draußen verstreben.

Viele Jahre hatte Heimdahl die Heimat nicht mehr gesehen. Er wollte ja auch nur zurückkehren als Herr seiner Schmiede. Aber das Leben in der großen Stadt verschlang leicht das Mehr, das man verdient. Das aber, was man Müd nennt, ist selten mit denen, die es mit Muskel und Können erarbeiten wollen. Nur ein Wunder konnte ihm das Verlorene wieder zurückbringen! Es spielte zwar ein Achsellos in der Massenlotterie; es mußte pünktlich erneuert werden, trug aber in der langen Zeit außer einigen Freilosfen nur einen einzigen kleinen Gewinn ins Haus.

Nach und nach wurde Heimdahl die Arbeit schon schwerer; er war ja auch kein Neie an Gestalt, sondern ein Schmied der Zähigkeit. Es gab oft blaue Kleiden und Venen, manchmal auch Hergeres. Einmal sah er mit geprellten Zehen wochenlang daheim. Qualvoller fast noch als der Schmerz war ihm das Sinnenmüssen und das ewige Geplätscher des Weiberschwages.

Seine vage Hoffnung, doch noch auf seine Heimat schmiede zurückzukommen, behielt Heimdahl für sich. Er wurde verschlossen und mürrisch. So ließ man ihn gehen und kümmerte sich nicht mehr um ihn. In der Arbeit war er Meister und als solcher fühlte er sich auch unter den anderen. Innerlich verachtete er jene, die sich mit ihrer Tagelöhnererei abgefunden hatten. Der alte Handwerkerholz sah ihm im Blute. Mit seinem Hilsfischmied sprach er kaum ein Wort. Man hielt ihn für einen ausgemachten Dickkopf und keiner wachte, was in ihm vorging.

Eines Tages bekam er einen neuen Hilsfischmied; der bisherige Helfer war weggeblieben, die Arbeit war ihm zu schwer geworden. Ein handfester Bürsche war dieser Neue, mit breiten Schultern, einem gutmütigen Gesicht und hellen Augen, wie sie das Bauernland hergibt. Als er den Mund aufmachte, horchte Heimdahl auf, schaute ihn an und fragte ihn, woher er käme.

Da spitzte auch der junge Schmied die Ohren und man merkte ihm die Freude übers Gesicht an.

Die Arbeit ging weiter, aber welche eine Arbeit! Das sang zwischen Ambos und Hammer und das ging Hand in Hand, Stück um Stück.

## Arbeitspause

Arbeitspause, Transmissionen gleiten schwer und langsam noch einmal herum. Klappernde Maschinen in dem weiten Raume halten an und werden stumm. Regungslos aus allen Ecken lauschen die Regale von der grauen Wand, so, als hätte das verstummte Rauschen tausend Geisterchen darin gebannt.

Aber jetzt doch volle Menschenstimmen! Mädchen plandern bei dem kargen Mahl. Blasse, müde, stumpfe Augen glimmen, leise rötet sich der Wangen Fahl. Eine spricht von dem, was sie gelesen; Trotz der Fährnis wurden sie getraut, Arbeitsmüdel war auch sie gewesen und sie wurde eines Grafen Brant.

Ein Roman von stitterndem Gepräuge, — jede malt für sich ein gleiches aus — Ah, da stößt der Kolben ans Gestänge, Der Roman des Alttags brant durchs Haus.

M a r i e P u d l.  
(Aus „Fabriksmädelieder“.)

Die Schweißtropfen fielen herab und verzischten. Am Mittag sahen die Zwei vor der Schmiedehalle auf der Bank. Die anderen stannien, daß der Heimdahl reden und neugierig sein konnte. Als sie aber genauer hinsahen, wuchsen sie Bescheid: der junge Hilsfischmied war vom Hunsrück.

Der Bürsche mußte erzählen, wie es jetzt dort aussähe, was sich alles verändert, wo er schon geschafft habe. Begierig lauschte der Alte auf die Antworten des Jungen. Mit der derben Mundart lebte er beglückt auf und sprach, als sei er überhaupt vom Hunsbündel nicht fortgewesen.

Die Mittagspause verfloß. Weiter ging die Schmiederei, bis am Abend die Hammer in die Ecke gestellt wurden.

Nach Feierabend nötigte Heimdahl den jungen Landsmann, mit ihm die gleiche Begrüßung zu nehmen. Nie war er bislang auf dem Heimweg eingelehrt. Kein Jahrtag hatte eine Ausnahme gemacht. Er trank selten Bier und dann nur zu Hause, und er kannte die Wirtshäuser allenfalls vom Vorübergehen. Es kam ihm selbst überraschend, daß er es fertigbrachte, eine Treppe zu betreten und an einem der kleinen Tische Platz zu nehmen. Daß er Bier trank, war auch nicht aus Bedürfnis nach Genuß, aber es belebte seine Zunge.

Er fing nun selbst an zu erzählen an von seiner Kindheit und Lehrzeit, von seinen Wanderschaftserlebnissen. Der junge Schmied hörte ihm willig zu.

Nach einer nachdenklichen Pause, als müße er sich erst besinnen, fragte Heimdahl endlich den jungen Landsmann, ob er das Dorf O. und darin die Schmiede kenne.

Das Dorf kenne ich freilich, antwortete der Junge und dachte etwas nach, aber eine Schmiede gibt es dort nicht mehr.

Es fiel ihm nicht auf, daß der Alte mit starren Augen an seinem Munde hing.

Die Leute erzählen — so fuhr der junge Schmied fort —, der letzte Besitzer habe sich billich in das gemachte Nest gesetzt, groß getan und wäre bald großartig verkracht. Um den Bankrott zu verschleiern und vielleicht noch ein Geschäft zu machen, habe der dumme Teufel das Anwesen angezündet und sei dann ins Gefängnis gewandert. Nachher habe niemand mehr den Mut zu einem Anfang gehabt. Die Schmiede ist verfallen, die Bauern müssen ihre Schmiedearbeit ins Nachbarort bringen.

Der Geselle schwieg nun. Heimdahl schaute an ihm vorbei ins Leere, sein runzliges Gesicht hatte plötzlich mumienhafte Starre. Er sprach nichts mehr. Sein Gegenüber empfand die seltsame Stille und sah ihn fragend an. Heimdahl griff nach seinem Glas und trank aus. Dann zahlte er für beide und erhob sich. Vor dem Gasthaus gab er dem Hilsfischmied die Hand und ging eilig weg.

Als am nächsten Morgen der junge Schmied ins Werk kam, war der alte Heimdahl nicht da; er kam auch nicht verspätet. Im Laufe des Tages sprach sich herum, daß er in der Nacht einem Herzschlag erlegen sei. Die Frau hatte ihn am Abend besorgt erwartet. Sie merkte, daß irgend etwas mit ihm vorgegangen war, aber er beharrte bei seiner Gewohnheit, sich durch Schweigen Ruhe zu erzwingen.

Sie ging nach ihm zu Bett und sah beunruhigt, daß sich seine Rippen bewegten, aber deutbare Worte drangen nicht durch seinen vollen Krausbart.

Am Morgen war die Frau nicht überrascht, daß ihr Mann den Weder überhörte, denn er war ja etwas spät beimgekommen. Er hörte nicht auf ihr Rufen und da beugte sie sich über ihn und berührte seinen kahlen Schädel. Zu ihrem Schrecken wurde ihr klar, daß er für immer eingeschlafen war... J. B e r f a ß

# Die abgebissene Zunge

Von A. Pantelejev

„Da ist der Gefangene, Cure Erzellens“, sagten sie. „Vor einer halben Stunde hat er unsern Vorposten mit einem Stein erschlagen. Er wurde in der Nähe von hier durch unsere Meisterparoville gefangen.“

„Aha“, sagt der General und kommt langsam näher. Dann knirschte er zweimal mit den Zähnen.

„Aha, du Vogel du“, sagt er. „Jetzt haben wir dich erwischt? Jetzt bist du in der Farsche. — Wurde er schon verhört?“

„Nein“, antworten sie. „Wir sind noch nicht dazu gekommen.“

„So“, sagt der General. „Großartig! Na, bringt mir einen Stuhl, ich werde ihn verhören.“ Dann setzt er sich nieder, stützt sich auf den Säbel und sagt: „Also, mein Wort, wenn du mir nicht gleich sagst, wer und woher du bist, stelle ich dich an die Wand. Ohne Gericht und Untersuchung. Verstanden?“

Natürlich verstand ich. Was ist daran schon Unverständliches? Das versteht doch jeder. An die Wand. Ohne Gericht und Untersuchung. Ich schweige. Auch der General schweigt eine Weile und dann sagt er: „Wenn du ein Spion bist, nenne uns deine Abreise, Anzahl der Bajorneite oder Säbel, und wo sich der Stab befindet. Bist du aber von hier, dann nenn uns das Dorf.“

Mein Gubernium kennen sie — denke ich — es heißt Friedhof, der Bezirk — Grab, das Dorf — Sarg. Ich hätte es auch gelagt, aber ich kann doch nicht reden — ich hab den Mund voll. Denke mir nur: Wenn sie mir als Leichnam bloß nicht den Mund öffnen. Ich mache den Mund auf und der Brief fällt heraus. Das wäre was.

„Nein“, sagt der General, „das ist sicher einer dieser Kommissäre, die sich gar's Schwelgen verlegen. Solche — beißen sich lieber die Zunge ab. Hebrigen — ich befehle hiemit, versucht es mit Ladehöden. Verstanden? Wenn er wird reden wollen, bring ihn zu mir in die Wohnung. Ich gehe einen Tee trinken.“

Der General ging zum Tee. Mich führten sie in den Nebenraum und ließen mich die Hosen anziehen.

„Munter mit der Luft“, sagten sie.

Und schon stellen die Banditen eine Bank in die Mitte hin, breiten einen Mantel drauf aus und befehlen: „Leg dich!“

Ich lege mich auf die Bank, Bauch nach unten, Rücken nach oben. Der Rücken ist nackt. Ich erinnere mich, daß sich mir gleich eine Biene draufgesetzt hat. Ich verjante sie nicht. Sie kitzelte mich, kroch hin und her und flog wieder weg. Dann schrien sie mich mit den Ladehöden auf den Rücken. Ich gebe keinen Laut von mir, beiße die Zähne aufeinander und denke: Nur nicht schreien. Ansonsten geht es.

Mein Brief ist ganz aufgeweicht, ich beginne ihn langsam zu schlucken. Sie schlagen mich und ich, anstatt zu schreien oder zu jammern, schlucke, eins, zwei, drei, und wieder ein kleines Stück. Und schweige. Aber — natürlich — schmerzt es. Natürlich prügeln sie tüchtig, unbarmherzig drauflos. . . . Es tut weh — aber ich schweige. Die Offiziere wundern sich.

„So ein Teufel! Das ist ein Exemplar! Nur fester! Haut zu, Kerle. . . bis er halbtot ist. Er wird schon reden. Wir werden ihm schon die Zunge ibßen, verfluchtes Vieh!“ Sie schlagen weiter. Die Ladehöde janken. So! So!

Der Kopf sinkt mir hinab, ich presse die Zähne zusammen und schweige. Schweige.

„Was ist das?“ sagt der Offizier. „Das ist doch nicht möglich. Wie macht er das nur? Am Ende hat sich der Herr wirklich absichtlich die Zunge abgebissen? — He, haltet ein!“ brüllt er plötzlich. Sie halten inne. Schöpfen Atem. Sind müde, die armen Teufel.

„Hör mal“, sagt der Offizier, „wirst du jetzt antworten oder nicht? Sprich!“

Und ich Narr sage: „Nein.“ Und öffne die Zähne. Die Lippen. Dabei fällt mir etwas aus dem Mund. Und bumbst, auf die Erde. — Ach, ist mir da das Herz in 'le Hosen gerutscht. . .

„He“, sagt der Offizier, „was ist ihm da aus dem Mund geflogen? Korolew, sieh nach.“

Korolew geht nachsehen. Schaut und sagt: „Die Zunge, Euer Hochwohlgeboren.“

„Was?“ wundert sich der Offizier. „Was hast du gefasst? Die Zunge?“

„Zu Befehl, Euer Ho“wohlgeboren“, sagt er. „Die Zunge liegt auf dem Fußboden.“

Ich zucke zusammen. Pfui — denke ich mir. Habe ich mir wirklich mit dem Brief die Zunge abgekauft? Ich bewege die Zunge und begreife nicht, was ist da los? Ist das die Zunge, oder ist sie's nicht? Ich habe was Widerwärtiges im Mund, die Zähne sind stumpf, ich spüre Tiute,

Siegelwachs, Blut. . . . Blicke zu Boden und lebe: wahrhaftig, meine Zunge liegt auf der Erde. So eine ganz gewöhnliche, rote, gesunde Zunge. Und drauf hat sich eine Biene gesetzt. Begreift ihr, wie mich das ärgerte?

Die Banditen stehen herum, wundern sich und wissen nicht, was sie tun sollen. Plötzlich sagt der Offizier: „Korolew, sofort beiseite schaffen!“

„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren — wen soll ich beiseite schaffen?“

„Die Zunge, du Siel, verstehst du nicht?“  
„Nein, denke ich mir, nein. Draus wird nichts. Das kann ich nicht zulassen, daß ihr euch aus meiner Zunge einen guten Tag macht. Ich schlucke rasch die Tränen und zugleich alles, was ich im Mund habe. Strecke die Hand aus, packe die Zunge und — schwups in den Mund. Fast hätte ich mir dabei die Zähne ausgebrochen. Verdammte. In meinem ganzen Leben habe ich keine solche Zunge gesehen. Hart, rau. Ein Stein, aber keine Zunge. Jetzt begreife ich. Pfui, das ist doch gar nicht die Zunge — sage ich für mich. Das ist Siegelwachs. Das Wachs des Genossen Savaruchin. Ha!

Ach, fast hätte ich lachen müssen. Ich zerbeiße die Zunge aus Siegelwachs mit den Zähnen und schlucke rasch, unauffällig. Ich liege — aaah! Und kann nicht mehr — so muß ich lachen. Der General wird auch schon Weine machen.

Der Offizier raucht sich fast die Haare: „Oh je, unglaublich. . . . Was hat er da gemacht? Seine Zunge hat er aufgefressen. Verstehst ihr? Seine eigene Zunge hat er vernichtet. Gott, o Gott, so ein Haderlumb!“

Plötzlich sind sie alle um mich herum: „Freundchen, was ist dir? Om? Warum weinst du?“

Aber ich weine gar nicht. Ich lache.

„Vielleicht liegt er hart“, sagte einer. „Schäm dich nicht, sag's nur. Kann ich dir einen Polster bringen? Willst du? Antworte!“

Und ich antworte: „Ru — nu — bu — bu.“

„Was?“  
„Bu — bu — . . .“, sag ich. Und ich nucke mit dem Kopf. Verstehst ihr? Als ob ich wirklich stumm wäre.

„Ja, es ist schon so“, sagt der Offizier. „Er hat seine eigene Zunge aufgefressen. Was jetzt? Bringt ihn rasch zum Doktor. Vielleicht läßt sich noch was machen. Vielleicht hat er sich nicht die ganze Zunge abgebissen. Vielleicht kann man sie ihm wieder annähen.“

„Zieh dich an!“, befehlen sie.  
(Deutsch von Julius Mader.)

## Amerikana

Aus Protest gegen die angeblich zu Unrecht erfolgte Hinrichtung Hauptmanns hat der Stadtrat von Ephejus (Illinois) beschlossen, die „Main Street“ von nun an „Bruno Hauptmann-Street“ zu benennen.

V. A. Brighton, Schuhfabrikant aus Kansas City, hat bekanntgegeben, daß er sich ein Photographiealbum anlegen wolle, das von jedem lebenden Amerikaner ein Porträt enthält; die Sammlung würde nach ihrer Fertigstellung rund 125 Millionen Bilder umfassen.

In Savannah (Tennessee) gibt es einen Bienen-Schießklub, dessen Mitglieder jede Woche einmal zusammenkommen und Schießübungen veranstalten; als Ziel dient eine Biene, die in 14 1/2 Meter Entfernung von dem Schützen fliegt und die durch einen Faden am Bein festgebunden ist.

Die Polizisten von Atchinson in Kansas haben das Recht, jeden Verkehrssünder dadurch zu bestrafen, daß sie einen Eimer voll Sand in den Motor seines Autos schütten.

Ein Damenkleid, das sich in einem Fingerring unterbringen läßt, wurde in einer Modenschau in Los Angeles preisgekrönt.

Durch Normung aller Kleidungsstücke würde nach den Berechnungen eines Washingtoner Statistikers die Kleidung so billig werden, daß die Amerikaner jährlich fast 3 Milliarden Dollar sparen könnten.

Der Fremdenverkehrsverein von Knox im Allegany-Gebirge hat einen Ingenieur beauftragt, durch Sprengungen die Bergwände so herzurichten, daß ein klares zehnfaches Echo entsteht.

Bei einem Wettbewerb für schöne Mädchenbeine in Candelaria (Nevada) erhielt die 17jährige Alice Stanton den ersten Preis, der ihr aber aberkannt wurde, als herauskam, daß ihr linkes Bein aus Holz war.

Revil Horace Gyrnet, der Vorsitzende der amerikanischen Farbigen-Union, hat in seinen Andern chinesisches, japanisches, indisches und Negerblut, obwohl er wie ein Nordeuropäer aussieht.

Der Flieger Charles O'Connor aus San Francisco wurde mit 6 Monaten Gefängnis bestraft, weil er das Photo seiner Braut mit ihrem Namen und dem Text „Ein verdorbenes Mädchen“ verhehen hatte; allerdings hatte er das Bild in 5000 Exemplaren über San Francisco abgeworfen.

Nach einem Bericht der Ärztekammer von Salt Lake City ist das Einnähen von Haaren auf der Kopfhaut von Glasköpfen als eine durchaus ungesunde und selten erfolgreiche Methode der Glattenbekämpfung anzusehen.

Die Bindeln von Shirley Temple, auf einer Versteigerung in Hollywood zu Wohltätigkeitszwecken verkauft, brachten 981 Dollar als Erlös.

Die amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichen jeden Tag mindestens 20.000 neue Kreuzworträtsel.

Die neueste Modedesignfarbe entspricht der Tönung eines ausgeleiteten Hühners und hat den Namen „Aprilschneebild“.



Copyright P. I. B. Bor & Copenhagen



Adamson auf der Jagd

## Das Wort eines Kindes

Das Kind — es war ein kleines zartes Mädelchen mit kurzen, hellen Haaren — mochte wohl sechs oder sieben Jahre zählen. Und dort, wo es stand oder vielmehr da, wo es niederkniete auf dem breiten Strahendamm, standen viele Menschen. Meist nur große Menschen, die sehr gut Bescheid wußten, die gewiß mancherlei wichtige Dinge verstehen. Sie wissen schon fertig zu werden mit dem Leben hier in der großen Stadt, das doch so bunt sein kann. Und das Kind? Es war unwissend, unerfahren und doch...

Es war ein ganz kleiner Vorgang, der sich abspielte. Die äußeren Dinge sind schnell erzählt: Ein Kastenwagen mit zwei alten traurigen Pferden davor rollte die Straße entlang. Man hörte den gleichmäßigen Taktschlag der Hufe auf der glatten Asphaltdecke. Da — plötzlich ein lautes Knirschen, ein stoßendes Geräusch und dann die erste tiefe Stille. Die Blicke wendeten sich erschreckt. Ein Unfall? Das Pferd ist gestürzt. Zur Linken liegend, hat die braune Stute alle Beine gekrümmt von sich gestreckt. Leben ist in die Menschen gekommen. Sie sind flehentlich. Sie werden helfen. Sie wissen ja so viel. Sie wollen anpacken. Wie immer: Wenn etwas „passiert“, ist mit einem Male zwischen allen ein fester Bund geschlossen.

„Sit ja zu glatt, kann ja nicht auf, das Pferd“, erklärte der Kohlenträger. Es war gut, daß er schon einige Säcke entleert hatte. Die sollten jetzt unter die Pferdehufe kommen. „Nicht erst mal das Pferd aufspannen“, meinte ein Erfahrener zu dem Knirscher, der vergeblich die Braune am Bügel hochzureißen suchte. Aber alle lodenden Hufe nutzten nichts. Das Pferd ließ alles mit sich geschehen. Auch die Sachbücher des Kohlenmannes, das „Hüh“ und „Hott“, alles Streicheln und Klopfen und Berren und Bieben verflagten. Die Stute bewegte sich, schien einen Versuch zu machen, hob den Kopf... aber es wurde nichts. Wollte sie nicht oder konnte sie nicht?

Während die Frage unter einigen, die nur Zuschauern, schon zur erregten Debatte wurde, war leise das Kind herangetreten. Es stand jetzt dicht am Kopfe des Pferdes. Wer weiter ab-

stand, sah nur dies: Das kleine Mädchen hatte sich niedergekniet, hatte sein Aermchen um den Hals des Tieres gelegt, seinen blonden Kopf an den großen Pferdekopf gelehnt und nun — ja, das war kindlich — sprach es ganz leise zu dem Pferde.

Und das Pferd hörte. Wirklich, es hörte zu. Es hatte all den verständigen Bemühungen der Großen zugehört, allen, die da wußten, wie man es zu machen habe. Und nun hatte es ganz deutlich seinen Kopf zu dem Kinde gedreht. Das Kind redete ihm zu, unsagbar leise. Was? Man hörte es nicht. In diesen Augenblicken, da das Kind sprach, muß ein tiefes und weites Verstehen beide verbunden haben. Nur wir, die Klugen, die Verständigen, wir verstanden nichts.

Mag wohl sein, daß sich in der großen Stadt Reiten geheimen Lauschens nur als Augenblicke geben, mag wohl sein, daß darum die Fülle der Dinge, die Fülle des Lebens, die in großen Weiten geht, sich verheimlicht und verbirgt. Aber nun, einmal, war so ein Augenblick da, der schweigend in die rastlosen und lärmenden Stunden einer großen Straße, zwischen die Häuserwände der Menschen trat. Wie ein kleiner Sonnenstrahl irgendwo in einem sich aufstrebenden Fenster sekundenlang das Auge blendet, so öffnete sich hier eine seltsame Weite. Auf einmal, ganz plötzlich kam es in den Raum der großen verrückten Stadt. Es brach ein rauschendes Ahnen ein, das Ahnen eines tiefen, engen Beziehungsreichtums alles Lebendigen, alles Lebens untereinander, das die wahre und wache Lebendigkeit ist.

Und was nun folgte, hatte wohl niemand erwartet. Die Stute war aufgestanden. Nicht plötzlich und herrlich, nein, ganz sanft und müde...

Es ist nichts weiter zu erzählen. Die Menschen haben auch nichts gesagt. Was sollten sie auch noch? Erst, als der Wagen anging und die Umstehenden langsam auseinandertraten, löste der Kohlenmann die schweigende Spannung. „Merkwürdig, das Wort eines Kindes!“

Still gingen die Menschen nach ihrer Arbeit. Weitab schon klang der Gleichakt der Sufschläge. Elisabeth Corba.

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 179.  
Von Kurt Kaiser.

Schwarz: Kg6, Lh8, Sg5, Be6, f6. (5)



Weiß: Ke8, Dd7, Th4, h5, Sc6, Bd5. (6)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 176: Lf5-e4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebier Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Uibert Erich, Klutschkau; Schöffel Anton, Schöbritz; Burkert Franz, Schönau b. Neu-Titschein; Proch Anton, Predlitz; Sturm Heinrich, Brünn; Lepsch Franz, Kaplitz; Müller Karl, Krocwitz; Hanisch Anton, Kunersdorf b. Zwickau; Demel Rudolf, Schirmdorf; Gantner Josef und Schamfuß Erwin, Eulau; Schindler Robert, Chimiak Teo, Hofeld Otto, Habl Erwin, König Anton, Lohmüller Hans, sämtlich Nesteritz; Trepsch Waldemar u. Bittner Richard, Kleinauesz; Schlosser Emil und Kisch Fritz, Graupen; Koukal Eduard, Trupschitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Tesaf Franz, Suchel; Eichler Otto, Drakowa; Robek Franz, Kwitkau; Trilsch Gustav, Wisterschan.

### Druckfehlerberichtigung.

Das Kreissenienspiel Wisterschan gegen Sorusan findet in Teplitz am 3. Mai statt. (Nicht, wie angeführt, am 9. Mai.)

### PARTIE Nr. 193.

Damenbauerspiel.

Gespielt im Jugendturnier zu Moskau 1936.

Weiß: V. Smyslov, Schwarz: Gerasimov.

1.	d2-d4	d7-d5
2.	Sg1-f3	Sg8-f6
3.	e2-e3	e7-e6
4.	Lf1-d3	c7-c5
5.	b2-b3	Sb8-c6
6.	Lc1-b2	Lf8-d6
7.	0-0	Dd8-c7

Auch 7. ... 0-0; 8. Sb-d2, Dc7; 9. Se5, eXd4; 10. eXd4, La3, war spielbar.

8.	a2-a3	b7-b6
9.	c2-c4	Lc8-b7
10.	Sb1-c3	a7-a6
11.	Tf1-e1	c5xd4
12.	e3xd4	0-0
13.	Sd3-a4?	Ld6-f4
14.	Sf3-e5	d5xc4
15.	b3xc4	Sc6xe5
16.	d4xc5	Dc7-c6
17.	Ld3-f1	Tf8-d8
18.	Dd1-b3	Sf6-g4
19.	h2-h3	Td8-d3!

Vorzüglich gespielt! Auf Dxc3 folgt Lh2+, K-h1; Sxf2+ mit Damengewinn.

20. Db3xb6 Td3xb3!!

Eine neue Überraschung! Der Turm kann nicht geschlagen werden wegen Matt. Auch Damentausch geht nicht. Dxd: Lh2+; Kh1, Sxf3!

21.	Lb2-d4	Lf4-h2+
22.	Kg1-h1	Lh2xe5+
23.	Kh1-g1	Le5-h2+
24.	Kg1-h1	Lh2-c7+

und Weiß gibt auf. In diesem Turnier siegte der Führer der weißen Steine als 14jähriger Bursch. Schwarz behandelte die Partie wirklich vorzüglich, es entwickelt sich in ihm ein neuer Botvinnik.